

Stiften die Partitur einer „Story“ von Jean-Jacques Schuhl und der Musik von Peer Raben notiert war. Da sei etwas „typisch Radiophones“ entstanden, schwelgten die Verantwortlichen, das nicht übertragbar sei in andere Medien und dort auch kaum geboten werden könne, weil es den Hörgewohnheiten widerspräche. Derweil jedoch berichtet Ingrid Caven von einer geplanten Bühnenaufführung in Paris.

„Es war in New York 1988“, beginnt der Erzähler mit Stimmbruchstimme. Sie, die Sängerin Ingrid Caven, sucht das Lied zu ein paar Reimen, die sie schon hat: „Gewehre — Karriere“. Sie probt und probt, kommt aber nur auf „das alte Lied“. Man hört Bänder ab — Texte und Melodien aus der Zeit damals. Nachrichten aus Worten und Nachrichten aus Tönen beginnen sich zu einem Hör-Bild zu ergänzen, das im Zeitraffer die Ereignisse der Geschichte mit ihren kleinen und großen Menschen vorführt: Miss Piggy neben Papst Johannes Paul II., Mickymaus neben McDonalds. „Seit dieser Epoche zieht man es vor, zu zitieren, statt zu kreieren“, heißt es mit Selbstverweis.

Montage wird zum Prinzip, sowohl auf der Text- als auch auf der Musikebene, die deutlich voneinander getrennt und im Detail durchaus gängig, sogar eingängig sind. Lediglich das Gesamtbild aus Orchester- und Ensemble-Sequenzen wehrt sich gegen unmittelbares Verständnis und Geradlinigkeit. Trotz Erzählerfigur wird keine Geschichte aufgerollt; die zahllosen Geschichten entstehen vielmehr assoziativ, wie auch die „Bilder“ der Musik, die jedoch niemals illustrativ verfährt. Nur die aus dem Krimi-Genre bekannte Sirene ist ein leitmotivisch feststehendes Bild, das auf jenen jämmerlich „unwichtigen“ Tod hinführt, der am Ende beiläufig passiert, als der Star Caven die Straße vom Hotel zur Carnegie Hall überquert, um endlich aufzutreten: „200 Tote in Iran und ich im Kleid von Saint-Laurant.“

Gerade die Initiatoren dieser „Grenzüberschreitung“ waren beim Sender am ehesten wieder in ihre Grenzen gerufen: das so „radiospezifische“ Produkt fand keinen Platz im Kästchenschema des Mediums. Wie sollte man rubrizieren, was sich der Benennung gerade entzog und sich dadurch auszeichnete? Das Unikum landete schließlich bei „Musical und Operette“ in der Abteilung „Unterhaltende Musik“. Erfreulicher hingegen und anzuregen wäre ein eigener Sendeplatz für solche Experimente: ein Spielraum, eine Werkstatt, vergleichbar mit dem WDR-Hörspielstudio, in dem der Hörer mehr beansprucht als willfährig bedient würde. (Heute um 20.15 Uhr im WDR 1.)

KARL H. KARST

Ein Hörspiel zum Sehen

Tot in New York

Peer Raben komponiert Filmmusik, Musik zu Bildern. Gelegentlich entwirft er auch „Musik-Bilder“: „Tot in New York“ etwa ist ein „Film zum Hören“, in dem es nichts zu sehen gibt. Besser hieße die Sendung des WDR allerdings „Hörspiel zum Sehen“. Unlängst hatte WDR-Redakteur Rudi Oertel die Sängerin Ingrid Caven um eine Idee gebeten; sie war mit vier Papierrollen wiedergekommen, auf denen mit bunten